

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 8 (1918)
Heft: 46

Artikel: Susanna Herber, die Ehefeindin
Autor: Odermatt, Franz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643450>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 46 — 1918

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

16. November

Zwei Gedichte von F. W. Konrad.

Nachtlieb.

Nun der Tag verblaßt und die Stille naht
Und die heiligen Ströme des Lebens
In das Nachtmeer des Friedens münden,
Laß mich anheben mein Lied!

Denn ich bin wie eine Harfe,
Die im Winde hängt
Und in Sehnsucht erzittert;
Eine Liederlaute bin ich
In sehnächtigen Händen.

Sieh der Tag ist niedergegangen
Und vergraut. Aber das Licht
Meiner Seele scheint helle und freundlich;
Denn meine Seele ist ein Abglanz
Der Lichter des Himmels.
Eh' die Frühgedanken erwachen
Und das Morgenrot aufflammt,
Laß mich ruhen in deinem Frieden;
Denn meine Seele ist eine Stimme des Friedens.

Bild.

Um meine Stirne ist ein Kranz gelegt
Von Dornen halb, wie ihn der Heilige trägt,
Und halb von Rosen, düftefüß und rot,
Wie Liebe sie der Liebe bot.

Susanna Herber, die Ehefeindin.

Erzählung von Franz Odermatt.

1

I.

Susanna Herber ging mit festem Tritt über den dunklen Hausgang hinweg, stieg die steile Treppe empor und öffnete die Stube. Das Echo ihrer Schritte rief noch unten im fest ummauerten und gewölbten Gang nach ihr. Susanna legte ihr abgenütztes Gebetbuch auf den Tisch, aber eine Weile blieb ihre starke Hand noch darauf ruhen, während ihr hoch erhobener Kopf spähend irgend einen Gedanken verarbeitete. Zwei rasche Schritte und sie stand am Fenster. Es war ein Matttag. Die Erde blühte herrlich jung und frisch. Die Berge schloffen aus dem Winterwams und schmückten sich.

Susanna Herber aber empfand heute keine Freude an der schönen Erde. Ernst und groß, von schlanker Gestalt, reichte sie bis zur Decke der Stube, die in Holz getäfelert war und aus einer breiten Front von Fenstern Licht empfing.

Susanna Herber aber trug schwarze Kleider und sie hingen an ihrer knöchigen Gestalt wie an einem Gestell von starken Brettern. Die kurze und weite Jacke knöpfte

sie langsam auf, indeß sie den Mund fortwährend bewegte. Und endlich sagte sie laut: „Unser Sechse sind es heute gewesen. Ich habe mich geschämt vor dem Pfarrer.“ — Sie schwang die Arme dazu wie zu einem Flugversuche. Im nächsten Augenblicke hielt sie die Jacke in einer Hand und sagte weiter vor sich hin: „Die selig verstorbene Gunde hat es nicht verdient, daß nur sechs ihrer Schwestern im Jungfrauenkranz mit ihr zum Grabe gehen. Die Alten sterben; die Jungen wollen heiraten. Sie tun, als ob's nachher verboten würde. Die Narren! Ich bin keine Stunde reuig gewesen, daß ich nicht geheiratet habe.“

Susanna Herber biß plötzlich die Lippen fest zusammen. Mit zwei Fingern zupfte sie ein Haar von ihrem Trauergewand, das zugleich und nun schon seit zehn Jahren ihr bestes Kleid war.

Endlich öffnete sie eine Wandschranktür, um die Jacke zu versorgen. Die weißen kurzen Ärmel des Hemdes leuchteten. Ueber diesem trug sie nur ein graues leinenes Leib-

hen, das ihre Brust eng umschloß und das Herbe, Geizige ihrer Gestalt offenbar werden ließ.

Mit einer einzigen raschen Bewegung hängte sie ihr Sonntagsgewand an den Nagel und schloß in die starke graue Werktagsjade hinein. Die Hasfen über der glatten Brust schloß sie, indeß sie nach der Küche hinüberschritt.

Nach einer Stunde trappten abermals schwere Schritte über den Ausgang her und die Treppe hinauf. Es war Susannas Bruder, Maria. Sie erkannte ihn am langsamen Gang und rief ihm spitzig entgegen: „Komme ich heute nicht mehr, so komme ich morgen.“

Maria setzte sich an den Tisch mit dem Hut auf dem Kopfe. Susanna brachte die Suppe in einer Schüssel, die mit zwei Tellern gedeckt war. Oben lagen zwei Löffel. Maria nahm den Hut vom Kopfe, und Bruder und Schwester bekreuzten sich. Maria schaute, während er betete, starr vor sich hin und bewegte die Lippen nicht. Susannas Mund aber schlug rasch und mit leisem Geklapper auf und nieder. Dann schöpften sie die Suppe. Kein Wort fiel. Als Maria den Teller leer hatte, schaute er auf. Und nach einer Weile fragte er schüchtern:

„Bist du droben gewesen?“

„Wo droben?“

„Eh, du weißt doch... Wir haben davon geredet, gestern abend. Die Ruh sollte fort... Es deucht mich, sie nehme alle Tage ab.“

„Gehe du um den Handel aus.“

„Ich — so lange ich weiß, seit zehn Jahren hast du alles geleitet und regiert. Und vorher hat es die Mutter selig gemacht. Als sie starb, hat sie dir aufgetragen: Schau zu dem Maria. Hilf ihm nach. — Und immer hast du mit den Leuten geredet, wenn etwas in Haus und Hof zu ordnen war.“

Susanna schaute den Bruder an. Sie meinte, das sei die längste Rede, die sie je von ihm vernommen habe. „Ja“ und „Nein“ waren seine Worte und: „Gehe du Susanna.“ Sie nahm sich vor, am Nachmittag dem Metzger die Ruh feilzubieten. In ihrer Enttäuschung und der eigensinnigen Verachtung, welche sie für die Menschen empfand, fühlte sie die Last, die sie mit dem Gang zum Schlächter dem Bruder abnahm. Sie beneidete ihn um sein menschenscheues Wesen. Sie dachte daran, daß sie ein Opfer bringe, indem sie den nötigen Verkehr mit den Nachbarn aufrecht erhalte. Gott wird sie dafür im Himmel belohnen.

„Und jetzt haben wir die gute Gunde begraben“, sagte Susanna nach einer Weile.

Der Bruder schaute nicht auf, als er antwortete: „Gott tröste ihre Seele!“

„Und mit der Seraphina Jung bin ich von der Seelengedächtnis nach Hause gegangen“, rief Susanna rasch und laut über den Tisch hin.

Maria rührte mit dem Löffel in der Suppe und murrte: „So mit der Seraphina.“

„Ja mit der. Sie ist eine nahe Verwandte von der Gunde. Dieser ihr Großvater war ein Bruders Sohn von der Seraphina ihrem Großvaters Vater. Eben darum hatte ich gehofft, sie werde in unserem Verein die Lücke aus-

füllen, die durch Gundes Tod entstanden ist. Aber nein und abermal nein!“

„Was sagte sie?“ fragte Maria und schaute die Schwester an, den Löffelstiel hielt er mit der breiten Faust umklammert.

„Jedenfalls hat sie nicht gesagt, was sie gedacht hat. Sie denkt an die Männer; der Ehe- und Ehestand liegt ihr im Sinn. Ein Narr wie die andern! Jedesmal wenn der Pfarrer eine Hochzeit verkündet, ist mir, ich müsse Hochzeiter und Hochzeiterin ein Taschentuch schenken, halt gut zum Tränenabwischen.“

„Hat die Seraphina einen Schatz?“

„Ja woher nehmen und nicht stehlen! Die wird noch lange warten.“

„Wenn sie einen will, wird sie wohl einen bekommen.“

„Wer wollte solch ein Esel sein! — Wenn's du wärest.“

Maria antwortete nicht mehr. Sein Kopf war rot. Susanna trug das Eßgeschirr hinaus. In der Küche war eine kühlerere Luft, ihre Aufregung legte sich und es wurde ihr leid, daß sie dem Bruder mit harten, lieblosen Worten weh getan hatte. Sie ward sich der Schmähung bewußt, legte die Hände zusammen und bat Gott um Verzeihung für die Sünde. Und dann dachte sie, wie sie mit dem Bruder, der nun dreißig Jahre alt war, fünfzehn Jahre lang allein im Hause in Friede und Eintracht gelebt habe. Und nie hatte er daran gedacht, eine Frau ins Haus zu bringen, wo sie Alleinherrscherin war. Gewiß nicht.

Als sie wieder in die Stube kam, wollte sie das lieblose Wort mit Liebe austilgen. Sie sagte: „Also gehe ich am Nachmittag zum Metzger Hannes. Du meinst, 18 Napoleon solle er für die Ruh bezahlen. Ist es nicht doch zu wenig? Es ist ein tolles Tier, dem niemand das Alter ansieht.“

„Handle wie du meinst“, sagte der Bruder zufrieden. Aber es war doch ein fester Klang in seiner Stimme, ein Ton, den Susanna nie gehört und der ihr nicht lieb war. Ihre grauen Augen prüften den Bruder argwöhnisch. Als die Mutter starb, war er ein bleiches, stilles Bublein. Wie hatte er sich doch verändert zu einem nervigen, starken schönen Mann! Diese Wahrnehmung machte sie böse. Sie packte die leeren Geschirre zusammen, trug sie in die Küche, und als sie dort fertig geworden war, begab sie sich gleich zum Metzger. Der hatte die Ruh schon vor einigen Tagen besichtigt, hatte aber den Preis zu hoch gefunden. Susanna wußte nun die Vorzüge des Tieres so zu rühmen, daß er endlich lächelnd auf den Preis zusagte, den die Jungfrau verlangte. Susanna war mit dem Handel zufrieden. Während die Jungfer heimzu schritt, dachte sie noch an das Geschäft. Sie hatte dem Schlächter haarscharf vorgerechnet, wie viel Geld er aus Fleisch und Haut und Unschlitt lösen werde. Und sie redete laut vor sich hin: „sieben mal sechs ist zweiundvierzig, vermehrt mit zehn ist vierhundert und zwanzig, gleich einundzwanzig Napoleon.“

Da stand sie plötzlich vor dem Pfarrer. Der sagte mit seiner schweren Stimme: „Susa — ana!“

Sie errötete und legte ihre Hand in die des Pfarrers. Dabei schaute sie wie eine reuige Sünderin zu Boden.

Um dem Vorwurf, den sie gewärtig war, zu begegnen, ging sie gleich zum Angriff über.

„Herr Pfarrer! Hat es Euch nicht geschmerzt heute. Die liebe Gunde tot. Ich und die Trine Stäger sind bald die Einzigen.“

„Wer heiraten kann, geht in die Ehe. Wer den Beruf hat, kann größeres wirken. Ich will niemand tadeln, so heilig die Jungfrauschaft ist.“

„So... muß ich solches von Euch hören. Ehen zusammengeben und taufen, das möchtet Ihr. Aber Ihr denkt nicht an das viele Elend, die Not und die Tränen aus armseligen Heiraten. Ihr müßt sie nicht tragen. Seid ein Mannenvolk und glaubt auch, wie alle Eures Geschlechtes, eher, daß der Bach oblich laufe, als an Eure Eigenheiten und Launen, über die sich manches arme einfältige Weib abmühen muß.“

Der Pfarrer schludte seine Meinung tapfer hinunter; er konnte das, denn er mußte sich in seinem geistlichen Amte oft darin üben. Darüber lächelte er die Susanna so freundlich an, daß ihr die heftige Rede gleich bitter reuig wurde. Und ein Gedanke fuhr ihr plötzlich wie ein Stich ins Herz: Wußte er etwas und lächelte darum mit so verzeihender milder Güte? Es war vor zwanzig Jahren; der Herr war damals noch nicht in dieser Gemeinde. Sie zählte zwanzig Jahre und sah einen Mann gern, aber er heiratete eine andere. Von diesem Tage an eiferte sie für den Bund der Jungfrauen. Aber immer noch lag jene Enttäuschung auf ihr und lähmte sie, wenn sie mit den im stillen Rämmerlein gefaßten Grundsätzen unter ihre Genossinnen trat.

An diesem Abend, als das Geschwisterpaar zu Nacht gegessen, Maria den Bericht der Schwester über den gut abgeschlossenen Ruhhandel vernommen und sich auf der Ofenbank zurechtgelegt hatte, nahm Susanna das Amtsblatt zur Hand. Der Briefträger hatte die Zeitung während ihrer Abwesenheit gebracht. Sie hatte nicht eher Zeit gehabt, die Neuigkeiten zu lesen. Nun aber begann sie laut: „Eheverkündigungen!... Welche Zottlete. Es wird nicht verboten, so lange das Mannenvolk regiert! Und die Baumgarten Kösi? Sieht sie es denn nicht ein, was ihrer wartet, alle Jahre ein Kleines und bald einmal Sorge und Armut brandschwarz im Hause.“

Es waren mehrere Hochzeitspaare verkündigt. An jedem hatte Susanna etwas auszufehen, kein Bräutigam fand Gnade vor ihr. Der Halter war ein Luftibus; der Krämer ein Faulenzer; Siegfried Starl ein armer Schluder; Fritz Leicht meinte, eine Familie zu gründen brauche es nicht mehr als zwei Löffel. Oder dann war „Sie“ eine Hoffahrtsgans. Maria warf zuweilen eine kurze Bemerkung zwischen ihre harte Worte hinein, wie: „Sie müssen es haben. Und sie werden es leichter tragen als du meinst.“

Susanna legte das Amtsblatt hinweg. Bruder und Schwester wünschten sich gute Nacht und gingen in ihre Zimmer. Sie hatte ihre Kammer neben der Stube; Maria schlief im obern Stode des großen, öden Hauses, just über dem



François de Ribaupierre: Porträt von Madame S.

Zimmer der Schwester. Es deuchte sie, daß es lange unruhig sei über ihr. Die Bettstatt knarrte. Aber es fehlte ihm doch nichts, er war doch gesund, der Bruder!

II.

Im Hause Herber blieb alles wie es schon lange gewesen war. Susanna hatte bei der Seraphine Jung noch einmal angeknöpft und wieder ein entschiedenes Nein zur Antwort erhalten. Ihre Eheschmachterei war dadurch aufs neue gestachelt worden. Ihr ganzes Wesen befand sich in Kriegsbereitschaft gegen die Ehe. Jedesmal, wenn ein Gedanke sie daran erinnerte, plakete sie mit ihrem Geschick los. Sie nahm jeden Samstag abend das Amtsblatt zur Hand und zerzauste vor dem Bruder die Eheauskündigungen. Aber immer mehr fand sie bei ihm Widerspruch. Sie wußte nicht, woher ihm diese Gedanken kamen; ernst gemeint waren sie nicht, gewiß nicht, eher dächte er an den Tod. Und manchmal schaute sie ihn mit ihren scharfen grauen Augen lange an. Aber sie sah den Bruder, wie sie ihn immer gekannt hatte: in dem starken, runden Kopf war nichts Verstecktes. Eher wäre er imstande, durch eine Wand zu rennen. Maria Herber hatte große, stille, braune Augen; weiches und glänzend-dunkles Haar legte sich wie eine Welle um die Stirne und die Schläfe. Die Ohren schauten fürwählig aus dem buschigen Versteck heraus. Wenn er redete, sprach aus seinen Worten eine geduckte Schüchternheit. Susanna fand, er sei jetzt noch besser und herzlicher zu ihr, als früher, und beuge sich in vielen Dingen williger unter ihr festeres Auftreten. Sie wußte keinen Namen für das Verhältnis zwischen ihm und



Schultheiss „Cillier besichtigt die neue Strasse. (Neuer Aargauerstalden.

ihr, aber sie empfand es wie ein warmes Behagen um sich, und fühlte sich wohl und zufrieden in ihrem Reiche. Nur sein Widerspruch gegen ihre Ehekrift reizte sie. Es kam vor, daß sie ihm „Narr“ an den Kopf warf. Aber im Ernste dachte sie nie von ihm, daß er selbst Heiratsgedanken hätte.

In dieser Zeit kam einst zu Mittag die Seraphina Jung zum Hause hergesprungen. Sie war erhitzt, hatte ein rotes Gesicht und sprach hastig: „Um tausend Gotteswillen gebt mir ein paar Äpfel, mit vier oder fünfen bin ich schon zufrieden. Das kranke Kind der Bethi hat eine große Glust nach sauren Äpfeln. Und wer möchte einem armen Kind, das nicht mehr lange zu leben hat, nicht den Willen erfüllen! Aber wenn ich bei Euch die Äpfel nicht bekomme, ich wüßte nirgends anderswo solche. Jetzt im Juni sind sie rar.“

„Wohl wohl, die müßt ihr haben“, sagte Maria, stand auf und ging in den Keller. Susanna schaute ihm nach. Dann fragte sie: „Helft Ihr aus bei der Bethi?“

„Sie muß doch jemand haben, die arme Frau. Sie reißt sich auf mit der Pflege des kranken Kindes und der drei gesunden, die sie noch hat. Da gehe ich jeden Tag ein paar Stunden hinüber. Die letzte Nacht wachte ich bei dem kranken Mädchen. Und im Fieber sprach's noch von den roten Äpfeln.“

„Ist nicht eine grausame Armut bei der Bethi?“ fragte Susanna.

„Vor der darf man, wenn man helfen will, nicht erschrecken. Sonst wir sie noch größer“, erwiderte Seraphina rasch.

Da trat der Maria in die Stube. Er brachte die Äpfel

mit, die er in der langen Bluse wie in einer Schürze trug. Er ging auf Seraphina zu; sie hob das gestreifte lattunene Schürzlein an den Enden empor und Maria legte die Äpfel in die Höhlung hinein. Er schaute verwirrt auf die Arbeit seiner Hände und nie auf das Mädchen. Als aber eine von den gelben glänzenden Reinetten aus der Schürze herausrollte, und Seraphine, um den Apfel zu ergreifen, sich rasch vorneigte, berührte ihre Stirne die des Maria. Er schlug den Kopf empor, die Stirne brannte ihn. Nur die Augen blickten scheu herum und schienen von dem Brande nichts zu wissen.

„Ich danke Euch im Namen des armen Kindes“, sagte Seraphina. Und gleich darauf war sie zur Türe hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Topographische Veränderungen in Bern.

Von F. Bolmar, jun.

Anlässlich des Neubaus bei der Mitte des Haspelgähchens wird wieder ein historischer Zeuge unserer schönen Stadt Bern dem gänzlichen Verschwinden näher gerückt: die alte Wegspur, die dem genannten Gähchen entlang, beim Hinaufsteigen linkerhand noch sichtbar ist.

Der östliche Zugang zu der Stadt war nämlich in frühesten Zeiten folgendermaßen beschaffen:

Ueber die Aare führte keine Brücke; die Verbindung mit dem rechten Ufer geschah durch zwei Schiffe, deren eines seinen Platz an der Matte bei einem Tore hatte, über welchem sich ein Turm, in spätern Zeiten „Ramseyer Loch“ genannt, erhob, gerade da, wo nun der Pfeiler der Rybederbrücke steht. Von hier führte dieses Schiff an das entgegengesetzte Ufer, wo eine Schlucht sich aufwärts zog, bis oben auf die Ebene, die früher das Galgenfeld hieß, deren Spuren man eben noch dem Haspelgähchen entlang sieht, während sie weiter abwärts durch die mit der Straße vorgenommenen Veränderungen ausgefüllt wurde. Ohne Zweifel war diese Schlucht — das Bett eines Waldbaches — durch das aus der obern Gegend herabfließende, der Aare zufließende Wasser gebildet worden. Durch diese Schlucht nun zog sich der Weg — wie man überhaupt in alten Zeiten gerne solche Schluchten als Straßen benutzte — aufwärts nach der oben befindlichen Ebene, von wo sämtliche, nach verschiedenen östlichen Landesgegenden führenden Verbindungen sich verzweigten. Wenn auch dieser Weg steil und beschwerlich war, so konnte man sich doch mit ihm begnügen; denn Fuhrwerke wurden wenig gebraucht, die Reisen zu Fuß oder zu Pferd gemacht und schwere Lasten, wie Kornsäcke und dergleichen beförderte man per Pferd. Ueberdies war man ja gewohnt, durch's ganze Land ähnliche zu finden.

Durch diesen Weg auch zogen wahrscheinlich die Berner 1789 zum Kampf in der Schöckhalde.

Bei Vergrößerung des Gebietes auf der linken Seite der Aare, bei Anwachsen des Verkehrs mit der steigenden Zahl der Einwohner und beim häufigeren Gebrauch von Fuhrwerken, genügte nun die Schlucht als Verkehrsweg nicht mehr. Daher wurde links von derselben durch Ausgraben des Erdreichs ein Weg auf die Anhöhe hergestellt, welcher jetzt der „Alte Aargauerstalden“ heißt. Auf diesem Weg konnten nun auch kleinere Fuhrwerke in die Stadt kommen. Als jedoch vom Jahre 1740 an die Regierung die Hauptstraßen durch das ganze Land verbessern und ihnen eine Breite von 25 Schuhen geben ließ, konnte man sich mit diesem Weg auch nicht mehr begnügen, und es wurde der heutige „Neue Aargauerstalden“ nach dem Plane von